
Die Zukunft des Alters zwischen Jugendkult und Altersweisheit

Jürgen Mittelstraß

Vorbemerkung

Zur Weisheit, die wir gemeinhin mit dem Alter beschwören, gehören abgeklärter Erfahrungsreichtum und erprobte Urteilskraft, aber auch gebildete Zitierfestigkeit. Und weil ich selbst mittlerweile der Altersgestalt des Lebens nahe bin, will ich dies gleich, in diesem Falle in alter Anhänglichkeit gegenüber dem griechischen Denken, belegen¹: Eos, die Göttin der Morgenröte, die alles Schöne und Jugendliche schätzt und bereits drei prächtige männliche Exemplare geraubt hatte, unter ihnen Orion, der mit Artemis jagte und später von dieser aus göttlicher Eifersucht getötet wurde, verliebt sich in Tithonos, Sohn des Königs Laomedon von Troja und der Nymphe Strymo. Sie entführt Tithonos und empfängt Memnon, der später in Troja im Kampf gegen die Griechen fällt, und Emathion, der von Herakles getötet wird, als er diesen am Raub der goldenen Hesperidenäpfel zu hindern sucht. Eos bittet Zeus um Unsterblichkeit für Tithonos – eine Bitte, die dieser auch erfüllt –, vergisst aber, zugleich um dessen ewige Jugend zu bitten. So wird der Unsterbliche alt und grau. Als er sich vor Entkräftung nicht mehr rühren kann und Eos das Lager nicht länger mit ihm teilen will, legt sie den schrumpfenden und eintrocknenden Gemahl in eine Wiege und hängt diese in einer Kammer auf, aus der nunmehr nur noch das kraftlose Stimmchen des einst kräftigen und schönen Ti-

thonos dringt. Schließlich verwandelt ihn Eos in eine Zikade, auf dass er sie mit seinem Zirpen erfreuen und alljährlich seine alte Haut ablegen kann. Er müsste wohl noch unter uns sein. Wichtiger ist: Man sieht, wohin unbedachte Unsterblichkeit führen kann und dass Unsterblichkeit ohne (ewige) Jugend schwer zu ertragen ist.

Auch unser Leben läuft irgendwo zwischen begehrenswerter Jugendlichkeit und zirpenden Zikaden ab. Bevor wir sterben, verlieren wir unsere Jugend, und auch mit Häutungen mancher Art, die Eos heute im Gewande der Schönheitsingenieure praktiziert, kehrt sie nicht wieder. Eines ist allerdings anders geworden, auch gegenüber dem griechischen Mythos: Wir werden immer älter, doch während wir älter werden, werden wir auch immer jünger, jedenfalls verglichen mit unseren Altvorderen, die längst alt waren, während wir im gleichen Alter heute noch jung sind, und die eine Generationengrenze von 30 Jahren erfanden, bei deren Erreichen sich heute manche, z. B. Studenten, überhaupt erst zu fragen beginnen, ob sie das Leben, für das sie gelernt haben, auch praktizieren wollen. Die Unsterblichkeit ist nicht näher gerückt, aber das Leben hat sich verschoben; einerseits zugunsten der Zikaden – das ist gemeint, wenn wir von der drohenden Vergreisung der Gesellschaft sprechen –, andererseits zu ihren Lasten, wenn Jugendlichkeit, echte wie falsche, kultische Formen annimmt.

1. Zikaden und Aphroditen

Eos mochte noch als Einzelgängerin Jagd auf schöne Jünglinge machen, heute ist es eine ganze Gesellschaft, zumindest die westliche, die der Jugend nachjagt oder sich in diese zu verwandeln sucht. Jugendlichkeit wird zur Pflichtaufgabe, im Privaten wie im Beruflichen. „Dynamisch“,

„flexibel“, „innovativ“ – das sind die Zauberworte unserer Zeit, und die reimen sich nun einmal nicht auf Ältere, selbst nicht auf solche, die dem Alter nach schlicht Erwachsene sind. Die Ordnung der Lebensalter tritt hinter die Ordnung falscher Wünsche und die des Marktes zurück. Dessen Dynamik wiederum kennt keine abgeschlossenen Lebensformen, auch nicht die der Reife. Allgemeine Jugendlichkeit, die sich gerade über ausgelebte Unfertigkeit definiert, eine Jugendkultur wird verschrieben.

Dabei hat unsere Zeit die Jugendkultur gewiss nicht erfunden, und den Kult, den die Älterwerdenden, die Erwachsenen und die Alten mit der Jugendlichkeit treiben, auch nicht. Nicht nur Eos, die Griechen insgesamt schätzten die Jugend hoch und das Alter, auch wenn dieses, z. B. in Athen und Sparta, nicht ohne Einfluss war, gering. Achill, der immer Junge, war das Ideal aller erstrebenswerten Lebensformen, und in Homers Aphrodite-Hymnus heißt es, dass auch den Göttern vor dem Alter graust.² Entsprechend war die griechische Kultur körperbetont, sinnlich, sportlich, eben jung. Die Alten stehen für die Ordnung der Gesellschaft, die Jungen für ihre bevorzugte Unordnung. Das ist im Grunde auch in der weiteren europäischen Entwicklung nicht anders, selbst dort nicht, wo etwa in der römischen und in der mittelalterlichen Gesellschaft das Alter an institutioneller Bedeutung und gesellschaftlichem Ansehen gewinnt. „In der Jugend Strahlen sonnen / Ewig alle Geister sich“, schreibt der junge Hölderlin in seinem *Hymnus an den Genius der Jugend*.³

Auch heute scheint eine ganze Kultur auf Jugend umzustellen. Die Kosmetikindustrie boomt und die so genannte Schönheitschirurgie, die in Wahrheit mehr Narben als gewünscht und versprochen hinterlässt und geliftete Gesichter meist in ein tiefgefrorenes ewiges Lächeln taucht, auch. Der Körper verliert seinen Geruch und seine Falten, nicht nur auf den Hochglanzseiten der Gazetten und der

Werbung. Wer sich jetzt nicht schminkt, ist out, und wer sich jetzt nicht salbt, verpasst die nächste Verführung – so lautet die Botschaft der Munter- und Jugendmacher. „Einstein meets Monroe“ – so eine hübsche Fotomontage aus den 1950er Jahren. Auch der Geist macht der Schönheit und der Jugend seine Aufwartung, noch immer der Vorstellung nach gut griechisch, aber der intendierten Wirklichkeit nach doch eher ein – nur durch das Alter Einsteins wohl verhinderter – Kniefall des europäischen Geistes vor dem synthetischen Kultobjekt einer vermeintlich jungen Welt. Blond gegen Weiß – das klingt verlockend und sieht auch gut aus, bleibt aber doch wohl eher ein Element jener falschen Welt, mit der wir uns vor uns selbst zu verbergen suchen. Jedenfalls dürfte es sich hier, zwischen Albert und Marilyn, um eine sehr flüchtige Begegnung gehandelt haben.

Das Geschäft mit der Jugend boomt, nicht nur bei den Jugendlichen, die heute ganz oben in den Rekordlisten des Konsums stehen, sondern auch bei den Älteren, die alles schlucken und schmieren, was zur Schönheitspflege auf dem Markte ist. Und auch die Anti-Aging-Medizin wird im Gefolge eines um sich greifenden „erwachsenen Infantilismus“⁴ zum großen Geschäft. Da wird, Botticellis Venus und Michelangelos David immer im Blick, geschnitten, gehobelt, geschmirgelt, gespritzt, geätzt, geraspelt auf Teufel komm raus. Alles, was die Natur verpfuscht zu haben scheint, scheint veränderbar, alles machbar zu sein. Die Anthropologie, mit der die Philosophie den Menschen und seine Befindlichkeit, die *conditio humana*, seit alters her zu beschreiben und zu ergründen sucht, gerät in die Hände von Handwerkern; nicht Einsichten in das, was wir sind, was unsere Natur ist – Idealmaße und Maßnahmen gegen die Schwerkraft sind gefragt. Zum Geburtshelfer, der uns den Eintritt in die Welt erleichtert, zum Fahrlehrer, der uns mobil macht, und zum Psychologen, der sich um

unsere Seele kümmert, tritt der Bodybildner; aus den Körpern wird die Zeit vertrieben.

Die Welt füllt sich, wenn man den Verheißungen der neuen Glückbringer glauben darf, mit Schönheit, immer gleicher Schönheit. Angst vor Klonen? Wir schnippeln sie uns längst zurecht; Barbie ist heute überall. Warum sich da noch um das reproduktive Klonen streiten? Paul Valéry hat einmal gesagt: „Das Tiefste am Menschen ist seine Haut“⁵ – und eben diese wird ihm jetzt entzogen, wird zum beliebig auswechselbaren Ersatzteil oder zum Mieder, das sich – so ein faszinierendes Bild auf der letztjährigen Sacher-Masoch-Ausstellung in Graz – öffnen und auch einmal ablegen lässt. Es ist zum Aus-der-Haut-Fahren.

Glücklicherweise ist es noch nicht so weit. Wäre es so, müsste es ja von Achillesfiguren und flotten Aphroditen nur so wimmeln. Doch das ist nicht der Fall. Nicht, weil die einschlägigen Industrien und Gewerbe ihr Meisterstück noch nicht geliefert haben, sondern weil Eos, die Göttin der Morgenröte, kommt und geht, sich nicht auf Dauer mit dem schönen Geschlecht verbindet, und Tithonos, ihr unglücklicher Gemahl, früher oder später die Männer doch einholt. Es gibt eben doch eine Ordnung der Lebensformen, unterschiedliche Gestalten des Lebens, die sich nicht transferieren und die sich auf Dauer nicht überlisten lassen. Zu diesen Gestalten gehört auch das Alter.

2. Gestalten des Lebens

Wo es nur noch Jugend und Alter zu geben scheint und das Alter nur noch in den Kategorien von Vergehen und Verfall betrachtet wird, also als Kehrseite von Werden und Jugendlichkeit, verliert das Leben seine Ordnung, verlieren aber auch Jugend und Alter ihre Zeit. Das war nicht immer so. Am griechischen Anfang unserer Kultur verbindet sich

eine Ordnung der Zeit mit einer Ordnung von Lebensformen oder (zeitlichen) Gestalten, unter die das Leben tritt. Noch einmal lade ich Sie zu einem kleinen Ausflug in die griechische Welt, diesmal in eine recht philosophische Welt ein.

Als die Philosophie die Zeit entdeckte, war sie gerade mit kosmologischen Fragen beschäftigt. Wie die „Zeit des Kosmos“ Tage und Nächte, Monate und Jahre hat, so hat nach griechischer Vorstellung die menschliche Zeit die Lebensformen Kindheit, Jugend, Erwachsensein und Alter. Das Leben besteht aus gegliederten Ganzheiten, aus zeitlichen *Gestalten*. Es hat keine zeitliche Struktur im Sinne unseres alltagsphysikalischen Verständnisses, wonach die Zeit fließt, nämlich von der Vergangenheit in die Zukunft, oder wonach wir gleichsam auf einem Zeitpfeil die (gerichtete und einsinnige) Zeit entlangreiten, wie Münchhausen auf der Kugel, und unser jeweiliger Ort in der Zeit die Gegenwart wäre. Das Leben hat vielmehr zeitliche Gestalten. Das Ganze ist das Leben – des Kosmos wie des Menschen in den mythischen Bildern der griechischen Kosmologie. Daher besteht dieser Vorstellung nach das Leben auch nicht aus Zeit, sondern aus *Zeiten*. Diese wiederum ahmen die zeitliche Struktur des Kosmos nach: die menschliche Zeit und das menschliche Leben stellen die kosmische Zeit und das kosmische Leben dar.

Dass dies keine Erfindung einer spekulativen Philosophie ist, machen frühgriechische Zeugnisse deutlich. Hier ist Chronos ein Gott, aber kein eigentliches Thema. Nicht die Zeit, sondern der Tag steht im Mittelpunkt. Er ist es, der Glück und Verhängnis bringt. Die Menschen heißen „Epheroi“, d. h. diejenigen, die dem wechselnden Geschick der Tage ausgeliefert sind. Der Tag gliedert sich in weitere zeitliche Gestalten: den frühen Morgen, den Vormittag (die Zeit des Marktes), den Mittag, die Tagesneige. Die Zeit ist kein kontinuierliches Fließen, sondern eine

Wiederkehr von Zeiten. Neben den Tag und seine Zeiten treten die Jahreszeiten und die Lebensalter, wobei sich gelebte und kosmische Zeit im Gestaltcharakter der Zeit miteinander verbinden. Das Leben, noch einmal, besteht aus zeitlichen Gestalten, die einander abwechseln wie Tag und Nacht, Morgen und Abend, Sommer und Winter. Deshalb kann Achill auch immer jung bleiben – sein Leben „hat“ nur die Gestalt Jugend; und deshalb birgt auch jede zeitliche Gestalt andere Erfahrungen. Grenzen der zeitlichen Gestalten des Lebens zu bestimmen, ist sinnlos; die Erfindung der Uhr täuscht über diesen Umstand nur hinweg. Alternative wäre ja ein Kontinuummodell der Zeit oder das Bild vom Zeitpfeil, und beide gehören im Grunde einer anderen Welt, der Welt der Physik an. Nicht die *Zeit* fließt, sondern die *Dinge* fließen, sie verändern sich, allerdings gestalthaft, in der Zeit.

Damit entsprechen die griechischen Zeitkonstruktionen der gelebten und der in Mythen und in alltags-sprachlicher Form dargestellten Zeit ihrer Zeit. Was hier archaisch wirken mag, ist weit eher Ausdruck lebensweltlicher Erfahrungen im Umgang mit der menschlichen Zeit, die noch nicht den Weg in eine abstrakte physikalische Theorie genommen haben. Dass wir heute andere Erfahrungen zu machen scheinen, liegt daran, dass andere Zeitkonstruktionen, z. B. alltagsphysikalische, die Lebenswelt beeinflussen. Das Bedürfnis, konkrete Zeiten, darunter auch wieder Naturzeiten und Lebenszeiten, zu koordinieren, jederzeit von einer zeitlichen Gestalt in eine andere gehen zu können, andere Zeitgestalten begreifen zu können, führt zu einer „abstrakten“ Zeit, die überall *gleich* und überall *eine* Zeit ist. Zeittheorien, die in der Regel in diesem auch alltagsphysikalischen Sinne Theorien einer abstrakten Zeit sind, haben diesen praktischen Hintergrund. Paradigmen des Übergangs von konkreten Zeiten (und damit auch dem Gestaltmodell der Zeit) zu einer abstrakten

Zeit sind die *Uhren*. Diese kommen aus der Gestaltvorstellung der Zeit – astronomische Modelle des Kosmos sind auch Uhren – und führen in die Kontinuumvorstellung oder Zeitpfeilvorstellung der Zeit.

Moderne Zeitkonstruktionen sind den antiken Zeitvorstellungen theoretisch überlegen, lebensweltlich, unter Gesichtspunkten einer menschlichen Zeit, wahrscheinlich, trotz ihres im genannten Sinne praktischen Charakters, unterlegen. Darüber täuschen das Altmodischwerden der Analoguhr am Handgelenk, die noch die Sonnenbahn simuliert, und der Vormarsch der Digitaluhr, die gar nichts mehr darstellt, die nur noch „zählt“, nur hinweg. Gleichzeitig wird die Einsicht, dass das Leben nicht Zeit, prozesshafte Zeit ist, sondern Zeiten, gestalthafte Zeiten hat, bloss. Modernität, auch wenn sie einmal auf das falsche Pferd bzw. auf die falsche Uhr setzt, ist eben ansteckend.

Bis in die Moderne hinein bleiben allerdings auch Elemente gestalthafter Zeitkonzeptionen bewahrt, insbesondere im Rahmen einer Philosophie der Lebensalter. Hier bestimmen antike Vorstellungen, in denen das menschliche Leben eine geordnete Folge zeitlicher Gestalten aufweist, maßgeblich die Entwicklung einer philosophischen und literarischen Anthropologie. Dabei sind die antiken Vorstellungen keineswegs einheitlich. Der archaischen Zweiteilung in die Gestalten der Jugend und des Alters, der wir auch heute wieder begegnen, folgt, orientiert am Sonnenlauf (Tages- und Jahreslauf), eine Gliederung in drei Lebensaltergestalten. Aus der Zweiteilung entwickelt sich, wohl in pythagoreischer Tradition, eine Teilung nach vier Gestalten. Diese entspricht den vier Jahreszeiten, in denen sich nunmehr die Gestalten des Lebens spiegeln, desgleichen den vier Elementen, den vier Körpersäften und den vier Temperamenten.

Der alexandrinische Astronom Ptolemaios übernimmt im 2. nachchristlichen Jahrhundert diese Vorstellungen,

vergleicht Lebensalter mit Jahreszeiten und Sinnesqualitäten und erweitert aus (älteren) kalendarischen und (neueren) astronomischen Gründen die Vierzahl der Lebensaltergestalten zur Siebenzahl. Die sieben Wochentage und die sieben in der Antike bekannten Planeten bilden das Fundament, auf dem Ptolemaios nun auch direkt Beziehungen zwischen den Eigenschaften der Planeten und den Eigenschaften der Lebensalter darzustellen sucht. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Konzeptionen schließen unmittelbar an diese Vorstellungen von gestalthaften Lebenszeiten an. Bekannte Beispiele sind die Wiederaufnahme der Sieben-Planeten-Analogie in Sir Walter Raleighs *History of the World* (1614) und in der Rede Jacques' in Shakespeares *Wie es euch gefällt*, ferner die Wiederaufnahme der Vier-Lebensalter-Konzeption in Dantes *Gastmahl*. Hinzu tritt seit dem 16. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Vier-Lebensalter-Konzeption das Bild der Lebenstreppe, auf die auf der einen Seite ein Kind, aufsteigend, seinen Fuß setzt, und die auf der anderen Seite, absteigend, ein Greis bzw. eine Greisin wieder verlässt.

Auch hier hat jede Gestalt des Lebens ihren Sinn. Wer, so die Alten, von einem „eigentlichen“ Leben spricht und dieses am Ende allein mit Jugend identifiziert, hat das Leben nicht begriffen.⁶ Dieses Wissen aber, so scheint es, ist heute verlorengegangen, wenn wir das Alter nicht mehr als eine besondere Gestalt des Lebens zu begreifen vermögen, und wenn doch, dann eben als etwas Negatives, verglichen mit den vorausgegangenen Gestalten Minderes. Deshalb die Körperschneider, die an die Stelle der früher gesuchten Altweiber- und Altmännermühlen getreten sind, und deshalb allein noch die Vorstellung von Armut (an Lebenschancen), Verfall und Vergreisung.

3. Die Alten – die unbekanntenen Wesen!

Wenn das über Jugendkult und Gestaltform des Lebens Gesagte richtig ist, dann verliert vor allem das Alter in der modernen Entwicklung seine Lebensform, d. h. seinen Ort in einer Ordnung der Lebensformen. Das Alter weiß um die Endgültigkeit seiner Zeitgestalt; das Leben geht an ihr vorbei, sieht in ihr nur noch Leiden und Verfall. Dabei ist die Verbindung von Alter und Leiden, ist das Leiden am Alter selbst eine Deformation des Lebens, hier der Lebenszeit Alter, nicht sein Wesen. Nur wenn das Alter mit psychischer und gesellschaftlicher Missachtung einhergeht, erscheint die Deformation als das Natürliche, als das Unvermeidbare, Schicksalhafte. Ernst Bloch hat dem im *Prinzip Hoffnung* in geradezu schwärmerischer Weise ein positives Bild entgegengestellt: „[...] eine blühende Gesellschaft fürchtet nicht, wie die untergehende, im Altsein ihr Spiegelbild, sondern begrüßt darin ihre Türme.“⁷

Weisheit auf Türmen? Wer denkt da nicht gleich an die nächtliche Versammlung von Philosophen in Platons *Gesetzen* und an die geheimnisvolle Turmgesellschaft in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*n? Doch davon, von der Herrschaft der Alten über die Jungen, sei hier nicht die Rede. Ich will mit meiner Darstellung auch nicht auf eine häufig im Gegenzug zum Jugendkult anzutreffende Betulichkeit hinaus, die das Alter in die wärmende Hand zu nehmen sucht und mit einem verschmierten humanistischen Pathos Alter und Weisheit miteinander identifiziert. Worauf es mir ankommt, ist eben dies: jenseits von Blüte und Verfall unterschiedliche Lebensformen wieder als eigene Gestalten des Lebens zu begreifen, die je für sich ihre Selbständigkeit und ihre Würde besitzen. Das Leben ist in allen seinen Phasen ein „Gedächtnis“, das um seine Vergangenheit und seine Zukunft weiß. Warum sollte seine eine Seite, die Jugend, reich, seine andere Seite, das Alter, arm sein?

Sind wir, in Blochs Worten, eine untergehende Gesellschaft? Wird nicht nur der Einzelne, wird auch unsere Gesellschaft alt – nicht im *demographischen* Sinne, für den üblicherweise gebärunwillige Frauen und sterbensunwillige Greise verantwortlich gemacht werden (ein Hinweis auf den Fortschritt der Medizin wäre hier richtig), sondern in einem *anthropologischen* Sinne? Vieles spricht dafür, gerade auch die aufgeregte Jugendlichkeit der Älterwerdenden. Es ist zugleich das Unvermögen, dem Alter jenseits von Seniorenwohnheimen, Pflege- und Intensivstationen eine eigene Lebensform und ein eigenes Glück zuzuweisen. Noch einmal: Das Leben droht unter dem Zwang zur Jugendlichkeit eine wesentliche Gestalt, die des Alters, zu verlieren. Nicht nur die Eitelkeit, auch die Jugend, die wahre wie die falsche, ist das letzte Kleid, das der Mensch auszieht.

Das wiederum hat nicht nur modische, sondern – trotz des über die Gestaltform des Lebens Gesagten – auch anthropologische Gründe. Die Furcht vor dem Alter ist stärker als die Furcht vor dem Tod. Wir fürchten uns nicht so sehr davor, nicht mehr zu sein, als davor, nicht mehr so zu sein, wie wir es in der Jugend und in der Mitte des Lebens sind. Vor den Zeitgestalten der Jugend und des Erwachsenseins – wenn wir denn noch so unterscheiden – verblasst die Gestalt des Alters zur Kehrseite des Lebens, zur Rückseite des (lebendigen) Spiegels, zur eigentlichen Anti-Utopie des Lebens. Der Wunsch, in diese Gestalt des Lebens zu treten, erscheint wie etwas Krankhaftes, der Eintritt in diese Gestalt wie ein unabwendbares Schicksal. Auf der Schale des Glücks liegen die Gestalten der Kindheit, der Jugend und des voll erblühten Lebens, nicht die des Alters. Als wäre Glück allein etwas Junges, auch Erwachsenen, nichts, das auch im Alter wohnt, es zu wärmen vermag. Der Kirchenvater Augustin hat recht: „Jugend und Alter können nicht zugleich im Leibe sein, aber in der Seele.“⁸

Jugend und Alter sind nicht gestaltgleich, aber im Handlungs- und Selbstverständnissinne koexistent möglich.

Das weiß auch die moderne geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung, insofern sie, ohne biologische Abbauprozesse zu leugnen, solche Aspekte des Alterns und des Alters hervorhebt, die Ausdruck ganz anderer Prozesse sind. Gemeint ist die Welt des Geistes, die Welt der Gefühle, aber auch eine Handlungswelt, deren physische Grenzen wohl enger, deren kulturelle Grenzen aber durchaus weiter werden können. Hier werden altersspezifische Lebensformen in den Blick genommen, die nicht mit einer physischen Welt konkurrieren, aber deutlich machen, dass Entwicklung kein exklusives Moment der Jugend ist. Außerdem ist der Mensch biologisches „Mängelwesen“ nicht nur im Alter, auch wenn diese Seite unseres Wesens im Alter ihre definitive Bestimmtheit gewinnt. Das bedeutet nicht, dass biologisch-medizinische und geistes- bzw. sozialwissenschaftliche Sichtweisen auseinanderfallen (müssen). Das macht einerseits das zunehmende medizinische Interesse an präventiven Forschungsstrategien und Gesichtspunkten aktivierender Rehabilitation deutlich, andererseits der Umstand, dass es ein differentielles Altern gibt und dieses sowohl biologische als auch psychische und soziale Strukturen betrifft. Ein Beispiel dafür ist der Entwicklungsverlauf der Intelligenz, der selbst für das hohe Alter noch ein (individuelles) Leistungswachstum nachweisen lässt.

Es gibt offenbar kein einheitliches genetisches Programm, das das Altern zu erklären vermag und differentielles Altern verhindert, weshalb auch von biologischer Seite geäußert wurde, dass die entscheidende Frage nicht die nach dem Tod, sondern die nach den Ursachen des langen Lebens sei. Das Altern bzw. das Alter erscheint wie ein evolutionsbiologisch nicht vorgesehener Zustand oder allenfalls als ein solcher, der sich aus den Defiziten der ei-

gentlichen Lebens- und Entwicklungsprozesse ergibt. Ein Beispiel dafür ist die These von spät wirkenden und vom Leben zu spät erkannten, daher durch Mutation und Selektion nicht eliminierten schädlichen Genen. Für eine geistes- bzw. sozialwissenschaftlich orientierte Analyse öffnet sich damit auf den Spuren Augustins ein weites Feld. Die Biologie wird nicht außer Geltung gesetzt, aber sie erklärt nicht alles.

Anders als im Falle von Jugend und Alter, die unter Handlungs- und Selbstverständnisgesichtspunkten koexistieren können, sind Leben und Tod „absolute“ Gegensätze; es führt keine Brücke vom Leben in den Tod, im strengen Sinne nicht einmal im Sterben. Deswegen ist das Alter dem Tode nah, aber ihm nicht schon ähnlich – wie es die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Darstellungen wollen, in denen der Greis Züge des neben ihm gehenden Todes annimmt. Dabei ist der Tod, wenn überhaupt, nicht nur eine dem Alter, sondern eine allen Gestalten des Lebens nahe Gestalt. Nicht allein, weil er faktisch jederzeit – als das eigentliche Un-Glück des Lebens – einzutreten vermag, sondern weil der Mensch das Wesen ist, das stets, nicht erst im Alter, weiß, dass es sterben muss. Unser Bewusstsein, das nicht altert, weiß, dass es mit dem Leib, dessen Bewusstsein, dessen Ich es ist, stirbt. Darum leidet auch nicht der Leib an seinem Tode, sondern das Bewusstsein, das Ich. Es weiß um seinen Tod, selbst im Glück. Wir fürchten uns vor dem Tod, aber wir haben Angst vor dem Sterben, nämlich davor, dass das Leben ein Leben zum Tode ist. Diese Angst hat nur der Mensch, weil er allein weiß, dass er sterben wird. (Tiere haben keine Angst, allenfalls Furcht, weshalb die Jäger es auch so leicht mit ihnen haben.) Die Altersangst ist ein Teil dieser Angst, die der Mensch hat, solange er lebt, und die er auch durch falsche Jugendlichkeit nicht abzuschütteln vermag. Das Alter ist zugleich der Ort, an dem diese Angst konkret wird, näm-

lich definitiv weiß, dass sie ihre Erfüllung findet – im Tod. Und noch etwas kommt im Alter hinzu, das etwas mit unserem Bewusstsein, das nicht altert, zu tun hat. Oscar Wilde hat es prägnant formuliert: „Die Tragödie des Alters ist nicht, dass man alt ist, sondern dass man jung ist.“⁹ Auch das macht die (verloren gehende) Lebensform und Gestalt des Alters aus.

Wird das Alter seine Lebensform, seine eigene Gestalt wiedergewinnen? Darauf gibt es heute keine klare Antwort, nicht einmal eine medizinische. Optimistische Annahmen rechnen damit, dass sich Krankheitsprozesse in Zukunft derartig verlangsamen bzw. verschieben lassen, dass sie erst jenseits des biologischen Maximalalters – angenommen werden etwa 100 Jahre – „auftreten“ werden, also nicht mehr innerhalb der üblichen Lebenszeit liegen. Das Alter verlöre seine Krankheit und seine Angst vor der Krankheit. Wir wären alle Achill – bis zu unserem Tod. Pessimistische Annahmen verknüpfen gerade das (wachsende) Alter mit (wachsender) Morbidität. Jedes gesunde Jahr eines verlängerten Lebens würde durch etwa dreieinhalb eher kranke Jahre erkaufte.

Vermutlich wird keine dieser Annahmen, wobei die einen ein wenig von Science-Fiction, die anderen von enttäuschten Erwartungen zeugen, rein realisiert werden. Die einen nicht, weil sie nicht mit der natürlichen Evolution rechnen, die noch manch böse Überraschung (Stichwort AIDS) für uns bereithalten wird, die anderen nicht, weil sie den wissenschaftlichen Fortschritt, z. B. im Bereich der Alzheimer-Demenz, wohl zu gering einschätzen. Doch auf Klarheit auf diesem (prognostischen) Felde kommt es in unserem Zusammenhang auch gar nicht an. Entscheidend ist vielmehr, dass das Alter wieder als eine Lebensform, als eine Gestalt des Lebens in den Blick tritt, die sich nicht allein als Ausbleiben von „Wachstum“ und als Eintritt von „Verfall“ definieren lässt. Die Zukunft des Alters ist seine

(Wieder-)Entdeckung als genuine Lebensform. Deren Beschreibung wiederum ist keineswegs einfach. Zu unterschiedlich sind schon die lebensweltlichen Vorstellungen von einem gelingenden Leben, und zu ärgerlich wäre es, ein gelingendes Altern nur an gewonnenen Jahren zu messen. Wer sehr alt wird, sieht in der Regel auch mehr Elend, nimmt an mehr misslingendem Leben teil, steht an vielen Gräbern. Außerdem ist sich auch die Philosophie, selbst nach fast zweieinhalbtausendjährigem Nachdenken, noch immer darüber uneins, was ein gelingendes Leben ist. Nur dass dieses sich nicht allein auf Jugendlichkeit reimen wird, ist klar.

Im Übrigen gibt es auch so etwas wie eine Tröstung der Endlichkeit. Wäre das Leben des Menschen ein endloses Leben, ein Leben ohne Tod, verlöre es nicht nur seine Gestalthaftigkeit, sondern mit dieser auch sein Wesen. Es wäre „ein Leben, in dem alle Erfahrungen immer noch gemacht werden könnten – also nie gemacht zu werden brauchten, ein Leben, in dem alle Entscheidungen immer noch getroffen werden könnten – also nie getroffen werden müssten“¹⁰. Die Besonderheit des Alters liegt nicht darin, dass das Leben schwächer wird, sondern darin, dass das Alter die letzte Lebensform ist, die das Leben bietet, die letzte Gestalt, die es einnimmt und mit der es sich vollendet. Wären wir unsterblich oder Götter – eine Vorstellung, von der die Anti-Aging-Medizin unserer Tage geleitet zu sein scheint – und dächten wir dann noch über Leben und Tod nach, wäre das nur noch ein beliebiger Zeitvertreib, den wir mit alternden Organismen, mit alternden wie nicht alternden Ziliaten (Wimpertierchen) und mit Bakterien, die überhaupt nicht zu altern scheinen, trieben. Aber wir sind keine Götter und glücklicherweise auch keine Zikaden. Und eben das macht ein Nachdenken über die Ordnung des Lebens und die Ordnung der Lebensformen heute so wichtig.

Anmerkungen

¹ Zum Folgenden vgl. die ausführlichere Darstellung in: *Mittelstraß, Jürgen*: Jugendwahn und Altersangst. Zur Ordnung und Unordnung der Lebensformen. In: *Futura*. Zeitschrift des Boehringer Ingelheim Fonds 1996, H. 1, S. 33–42.

² *Homer*: Odyssee und Homerische Hymnen (Übers. A. Weiher). München: dtv, 1990, S. 509 (Vers 246).

³ *Hölderlin, Friedrich*: Hymnus an den Genius der Jugend (ca. 1792). In: *Sämtliche Werke* (Hrsg. P. Stapf), Berlin/Darmstadt: Tempel, 1956, S. 125.

⁴ *Schirrmacher, Frank*: Das Methusalem-Komplott. München: Blessing, 2004, S. 68.

⁵ *Valéry, Paul*: L'Idée fixe, Oeuvres (Hrsg. J. Hytier). Paris: Gallimard, 1957/1960, Bd. 2, S. 215.

⁶ Vgl. *Mittelstraß, Jürgen*: Zeitformen des Lebens. Philosophische Unterscheidungen. In: *Baltes, Paul / Mittelstraß, Jürgen* (Hrsg.): *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*, Berlin/New York: de Gruyter, 1992, S. 386–407; *Ders.*, *The Future of Ageing*. In: *European Review. Interdisciplinary Journal of the Academia Europaea* 10 (2002), S. 345–355; *Gethmann, Carl Friedrich*: Phasenhaftigkeit und Identität menschlicher Existenz. Zur Kritik einiger Visionen vom Altern. In: *Max-Planck-Gesellschaft* (Hrsg.): *Biomolecular Aspects of Aging. The Social and Ethical Implications*. München: Max-Planck-Gesellschaft, 2002, S. 50–61.

⁷ *Bloch, Ernst*: *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1959/1973, Bd. 1, S. 41.

⁸ *Augustinus, Aurelius*: *Retractationum libri duo*. Die Retraktionen in zwei Büchern (Hrsg. C. J. Perl). Paderborn: Schöningh, 1976, S. 136.

⁹ *Wilde, Oscar*: *Das Bildnis des Dorian Gray*. In: *Ders.*, *Das Bildnis des Dorian Gray. Märchen, Erzählungen, Essays* (Hrsg. F. Apel). München: Winkler, 1988, S. 227.

¹⁰ *Gethmann, Carl Friedrich u. a.*: *Gesundheit nach Maß? Eine transdisziplinäre Studie zu den Grundlagen eines dauerhaften Gesundheitssystems*. Berlin: Akademie Verlag, 2004 (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Forschungsbericht 13), S. 14.